

**Guate Boinichtn** un a schümmas Naüghes Jahr

> **Buon Natale** e Felice Anno Nuovo

Frohe Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr Daupend für alles . alles guli!

Kamou<sup>n</sup> vo<sup>n</sup> Lusem

Comune di Lusema

Gemeinde Lusem

## Die letzen Zimbern lassen grüssen...

VON MARKUS MÄDER UND ROBERT OBERHOLZER (FOTOS)

Lusern südlich von Trento ist eine letzte deutsche Sprachinsel tief im italienischen Raum. Die knapp 400 Bewohner des Bergdorfes sind Nachfahren der Zimbern, jenes germanischen Stammes, der im 2. Jahrhundert v. Chr. Jütland verliess, südwärts zog, die Römer belästigte und von diesen schliesslich vernichtend geschlagen wurde. Für uns sind die Luserner Italiener, für diese «testardi», Dickschädel. Was aber ist vom zimbrischen Erbe übriggeblieben, und wer pflegt es noch?

Früher waren auch noch die Sette Comuni in Luserns Nachbarschaft, Palai im Fersental und die dreizehn Gemeinden von Giazza oberhalb Veronas deutschsprachig. Oder zimbrisch, wie es dort heisst. Früher bildeten die deutschen Inseln einen grösseren Archipel. Namen auf der Wanderkarte bezeugen es: Mte. Lèmerle, Spitz di Rotzo, Ghèrtele und Osteria Pùffele. Zimbrisch geblieben ist nur noch Lusern, 1300 m ü. M., am Ende einer Sackgasse, hart am Abgrund ins Tal.

Sie sagen «Biar soin Cimbarn», und sie wollen es bleiben. Damit die Vizentiner nicht in ihr Refugium dringen, nicht weiter ihre Pilze räubern und das Wild füsilieren. haben die Luserner mit den Sette Comuni zusammen eine Saison lang die Strassen mit Nägeln bestreut. Die Zimbern waren ein kriegerischer Germanenstamm. Testar-

Wer heile Dörfer mag, liebt die Kulisse. Grossstädtisch angelegt ist nur der Friedhof. Der Weg mit dem Milcheimerchen ins Negozio führt daran vorbei. Ein Kiesbroadway zum Abgrund hin, seitlich die Blocks der Gräber, Minikolosse aus windschiefem Marmor. Fast alle Luserner heissen Nicolussi oder Kastellan, viele Nicolussi-Kastellan. Einige wenige Gasperi.

Hinter dem Altar in der Kirche lagern Krippenfiguren: Maria mit der verlorenen Hand, Jesus unter verkrümmtem Nimbus. Nächste Weihnacht kommt er wieder ins alte Stroh. Der Fussballplatz, so lang wie andere breit, hängt weit ins Tal hinaus. Wehe dem Kicker, der das Netz verfehlt. Unterhalb des Fussballplatzes und des Friedhofes beginnen die Khröz, unkrautüberwucherte Terrassenfelder. Wer heile Dörfer mag, liebt auch ihre allmähliche Vergammelung. In den Ställen nisten noch die Schwalben, die Käserei ist eingegangen. Auch die Backstube ist eingegangen, die Klöppelstickerei und die Hosenfabrik. Aber Lusern geht nicht ein.

Lusern pulsiert. Wächst und schrumpft, schrumpft und wächst. Am Freitagabend kommen die Arbeiter und Angestellten aus Trento, Meran und Bozen nach Hause zurück, pumpen Leben ins Kaff, am Montag in der Frühe gehen sie wieder. Im Sommer steht der Dorfplatz vor der «Bar Rossi» voll Mercedes, Audis und Alfas aus



Deutschland und der Schweiz. Luserner Gastarbeiter geniessen die Sommerfrische in den Häusern ihrer Eltern. Seit Generationen arbeiten sie auswärts, Jahr für Jahr. Ihr Deutsch wiegt teuer auf dem Arbeitsmarkt.



Im Herbst, wenn im Norden die Schulen wieder beginnen, bleibt vom bunten Blech nur das Postauto übrig, und von den Bewohnern bleiben die, welche vom Geld der anderen leben. Einige Frauen und Kinder, Lehrer und Krämer.

Eine Stunde Fussmarsch oberhalb Zumikon liegt die Schmalzgrube, ein Weiler. Der Bauer, bei dem Maria Nicolussi-Kastellan vor dreissig Jahren diente, hat unterdessen verkauft. Ihrer späteren Herrin im Grünklee in Thalwil schreibt sie heute noch, und die schreibt zurück. Zu Weihnachten liegt jeweilen ein Nötchen im Umschlag. Als sie 45 wurde, bekam Maria keine Arbeitsbewilligung mehr. Seit sie 40 ist, trägt sie Schwarz. Seit 33 Jahren, seit ihr Mann tot ist. Aber nicht nur ihr Mann ist tot. Fast alle sind tot. Eine vergilbte Foto zeigt aufgereihte Erstkommunikanten. Der Junge ist tot, der ist tot und die auch. Und diese, nein, die kennen wir nicht. Maria Nicolussi-Kastellan lacht sich fast tot. Das ist sie selber, als sie noch eigene Zähne hatte.

Wir haben Maria in den Khröz beim Holzhacken kennengelernt, «Buon Giorno». hat sie gesagt, wir: «Guten Morgen». Drauf sassen wir in ihrer Küche und schlürften Magenbitter. Maria hat die Endzeit überlebt. Alles lastet auf ihr. Deshalb ist sie so abgeschafft. Wer soll denn Holz hacken,



wenn nicht sie? Niemand sät mehr, niemand mäht mehr. Sie sagen, es rentiere nicht mehr, und heiraten auswärts. Es gibt kein Dutzend Kühe mehr. Jetzt ist kein Glauben mehr, kein Herrgott mehr, jetzt ist alles erlaubt, jetzt ist leicht leben, ohne Säen, Mähen und Kühe. Aber nicht für sie. und nicht damals.

Damals war Lusern noch Teil des österreichisch-ungarischen Kaiserreiches, und die Vizentiner feuerten über die Grenze im Tal zur Luserner Festung «Ewiger Vater» hinauf, um der Ewigkeit ein Ende zu setzen und dem Vater die Kinder zu morden. Die, welche nicht oben in der Festung waren. flohen alle nach Böhmen, bei Nacht und Nebel, versteckt in Kartoffelsäcken, rastend in Schobern unter Stroh. Das war 1915. Sie lebten von Löwenzahn und vom Ährenklauben. Als Weihnachten kam. machten sie Scherenschnitte, weil sie keine Tannenbäumchen hatten. Ecco.

In Lusern war nur ein einziger Bauer und kaum ein Stein auf dem andern geblieben. 1918 war die Endzeit zu Ende, Maria und die Luserner kehrten zurück. Sie hausten in dem, was Gott übrigliess.

Dann bauten sie die Häuser neu. Die neue Kirche steht in einer sumpfigen Senke, auf dem Fundament der alten Kirche entstand das neue Gemeindehaus.

Marias Vater war Käser, Dichter und Chronist. Er schrieb: «Der unselige Ausgang des Krieges legte der ruhmreichen Geschichte des Deutschtums Luserns ein Ende. Addio Lusern. Dein Grabstein ist gelegt. Verloren für immer. Verloren für immer.» Maria klaubt weitere Handschriften aus einem Plastiksack: «Nach mir wird sich



wohl niemand mehr aus Lusern kümmern, um noch etwas darüber zu berichten, um so weniger, da die jungen Leute nur auf Sport. Geld und Genussucht gerichtet sind.»

Maria schenkt Magenbitter nach. Sie sagt: «Ich liebe die Geschichte Luserns, weil es die Geschichte meines Vaters ist, den ich liebe, und ich glaube die Geschichte Luserns, weil ich sie gelebt habe.»

Fast alle Luserner sind mit Maria verwandt. Ein Bruder war 15 Jahre Sindaco, einer war Tischler, einer ist der Vater des jetzigen Sindaco, eine Schwester ist die Frau des Präsidenten des Kulturvereins. Maria hatte zehn Kinder, sie hatte Kühe. Schweine, Ziegen und Hasen. Später hatte sie nur noch Kaninchen, dann eine Strickmaschine.

Ach, sie hat so viel gemacht, um am Leben zu bleiben. Der Arme hat den Beutel, der Reiche das Geld, so ist es leider auf der Welt. Wenn nur die Zähne besser sässen. Dreimal hat sie sich schon neue anpassen lassen, aber immer drückten sie zu stark. Drum hat sie einen so komischen Mund. Sie zeigt uns Fotos vom Ewigen Vater vorher und nachher, von Böhmen, der Käserei und von vielen Brüdern, Schwestern, Enkeln, Nichten und Neffen. Zum Abschied schenkt sie uns ein Passbild von sich, und wir küssen uns. Wir haben beide Tränen in den Augen. Weshalb weiss ich auch nicht.



Wer Angelo Frigo in den Sette Comuni sucht, hat nach Meier zu fragen. An der Tür steht dann Enghele Magyar. Enghele ist zimbrisch für Angelo, und Magyar schreibt er sich, weil sein zimbrischer Grossvater zu



k. u. k. Zeiten nach Ungarn ausgewandert war. Enghele ist in Piemont geboren, sein Vater starb dort als Textilarbeiter vor drei Monaten an Staublunge. Vor zehn Jahren wanderte Enghele zurück ins Zimbernland, weil er die Berge liebte, «bon jungame arau», wer weiss, was das heisst. Heute gilt er als engagiertester Vorkämpfer zur Erhaltung der zimbrischen Sprache und Kultur. «S Haus davr öngarn homelsen Bisekhot», das Heimatmuseum in den Sette Comuni, ist mitunter sein Werk.

Italienisch aufgewachsen, lernte er seine zimbrische Muttersprache wie einst die Patres der Heidenmission das Hottentottische. Zu Fuss schleppte er sein Tonbandgerät von seinem Weiler in die «Bar Rossi» nach Lusern, um den Leuten aufs Maul zu schauen. Als er so allmählich die Herzen der Luserner zu erobern begann, war er bereits beredt genug, die Angebote, ihn zur Polizeistunde mit dem Auto zurückzufahren, auf zimbrisch auszuschlagen: «Da in meine Pergen gehed i su vues.» Aber das hat nicht er erzählt, sondern die in Lusern, die stolz sind auf ihre Lehrmeisterrolle.

Lusern und seine Bewohner: Maria Nicolussi-Kastellan (links aussen), das Dorf am Rande des Abgrunds (Mitte links), die Klientel in der «Bar Rossi» (Mitte rechts) und der grossstädtische Friedhof (unten)

Enghele zieht souverän Vergleiche mit dem Althochdeutschen, dem Gotischen und dem Isländischen, und wenn ältere Leute ihn auf italienisch ansprechen, ist er auf beiden Ohren taub. Eigentlich hat er jetzt

zwar keine Zeit, überhaupt keine, denn er schreibt ein Buch, ein schönes Buch, das jetzt noch ein Remeloch ist, ein grosses Durcheinander.

Aber weil es uns ums Zimbrische geht, reicht es fünf Minuten, aber wirklich nur fünf Minuten zu einem Kaffee oben am «Laghetto». Er muss sich nur schnell umziehen, zieht sich doch nicht um, erzählt und erzählt, verliert sich immer in neuen Etymologien, verliert sich statt im Kaffee

Münchner Heimatzirkel haben Geldzugeschossen, damit die Zimbern wieder zu «Gaprauche» kommen. Das Ergebnis war bajuwarisch.

im Bier, verliert sich in der Vergangenheit, sinkt bei jedem Baum, bei jedem Strauch, immer tiefer ein im Sumpf der Sprachgeschichte, verliert den Faden oder verhaspelt ihn zum «Casino», um sich damit zu trösten, dass ich ihn dann schon zu entwirren wisse. Er dient im langobardischen Heer, fängt Bären und schlachtet Orken, Strien und Plutgainstlen (Ungeheuer, Hexen und Blutgeister) ab. Er weiss noch, was zimbrisch ist.

Eigentlich wollen wir nicht viel mehr von Enghele, als dass er alte Trachten aus dem Sumpf stampft, damit wir das tote Volksleben für die Kamera nachstellen können. Aber die Trachtenträger wollen das nicht. Auch die RAI, der Enghele das Zimbrische erklärte, musste unverrichteter Dinge wieder abziehen. Wir können ja Bilder aus Asterix zeigen. Das gibt eine bessere Vorstellung. Denn die Männertracht ist nicht mehr authentisch.

Münchner Heimatzirkel haben Geld zugeschossen, damit die Zimbern wieder zu «Gaprauche» kommen. Das Ergebnis war entsprechend bajuwarisch, so bajuwarisch wie bald das ganze Zimbernland, das die von dort mit ihren Mark am liebsten zur

Deutschen Mark verbetonieren würden, wenn die Zimbern nicht so dickschädlig dagegen wären.

Auch die Kindertracht ist nicht mehr echt, hatte sie doch ursprünglich einen Schlitz in der Hose, damit man hindurch «skhittan» konnte. So ist es, skhittan sagen wir, ganz althochdeutsch, ohne zweite Lautverschiebung und ohne Diphthongierung selbstverständlich, skhittan genau wie im Vedischen, während die Luserner, diese Banausen, «schissa», wie die Bayern.

Überhaupt ist die Sprache der Sette Comuni viel echter, viel älter, wirklich gemeingermanisch und eng verbunden mit dem Nordischen, was sich zeigt in Wörtern wie Sbrikka für Schlucht (schwedisch «Spricka») oder in Skrant (plural «Skrente») für Abhang, wie im Norwegischen, das ebenfalls gemeingermanisch ist. Übrigens. meint Enghele, er werde mal schauen, was zu machen sei wegen der Trachten. Morgen Freitag sei günstig, da seien viele zu Hause. Enghele findet, es sei schade ums Lusernische, es sei simpel deutsch statt zimbrisch. Die Luserner «zahlen» ihr Bier wie jeder Tiroler, wie jeder Bayer. Er, Enghele, sagt «geltan» dafür. Zimbrisch. Aber die Luserner verstehen den Streit ums Zimbrische nicht ganz. Denn die echten Zimbern der Sette Comuni sagen seit mindestens zehn Jahren überhaupt nicht mehr «geltan». sondern «pagare». Und wenn Enghele am «Laghetto» etwas anderes sagt, fragt die Serviererin «comé?». Wer da wohl mehr «buskhittan» ist? Enghele bleibt sitzen und bestellt noch ein Bier. Wir müssen leider gehen, wir haben noch so viel zu tun...



Wir haben falsch recherchiert. Wir hätten es viel einfacher haben können. Wir sind dorfauf, dorfab gezogen, um diesen und jenen zu suchen, keiner von denen war zu Hause. Weshalb haben wir uns nicht einfach in die «Bar Rossi» gesetzt, zum Glöschen Weissen morgens um neun, später zu Grappa, Campari und Stra Vecchio? Hier fallen sie alle herein im Laufe des Tages, gelegentlich sogar Frauen.

Die «Bar Rossi» ist gebaut wie ein Bunker. Niederes Gewölbe, die Fenster in kleinen.



Deutsche Sprachinsel Lusern (Süd-Tirol) Correspondenzkarte vor 1900 (Aus der Sammlung von Renzo Frisanco, Levico Terme)

tiefen Luken. Die «Bar Rossi» bietet den einen Zuhause, den anderen die Geborgenheit derer, die nicht ausbrechen können. Die Gemütlichkeit gewohnter Langeweile. Sie schmeissen ihre Spadas, Coppas, Bastoni und Denari auf den Filz, spielen Tresette und Dobelone. Einer hat Polterabend, spielt um sein Leben. Dazu läuft Television. Dem Bild ist anzusehen, dass wir hinter den sieben Bergen sind. Die Farben schimmern nur matt. An gewöhnlichen Tagen übertönt der Lautsprecher die zimbrischen Gespräche. Am Freitag und Samstag, wenn die von Trento unten heraufkommen, verhält es sich umgekehrt.

Heute Donnerstag entgeht uns nichts vom Weltgeschehen: «... als sie bemerkten, dass dem Postfahrzeug ein Einsatzwagen der Carabinieri folgte, eröffneten sie bei Caserta das Feuer, bevor die Ordnungshüter zur Waffe greifen konnten. Die Banditen...» Und Nicolussi hat den Gegner schon wieder ausgetrumpft. Wir warten auf Miriam, die Lehrerin. Sie muss bald kommen, weil sie mit Rossi verschwägert ist.

Nicolussi Plezzo Gianni sass schon zum Weisswein hier. Er bleibt bis zum Schlummertrunk, denn er hat Zeit. Er ist arbeitslos. Und nicht gerade gesprächig. Wer jahrein, jahraus bei Rossi trinkt, hat gesagt, was es zu sagen gibt. Früher war er Saisonnier. Sieben Jahre Freileitungsmonteur, erst in Flüeli Ranft, dann in Mönchaltorf. Am Fernsehen Waschmaschinen, Espressomaschinen, Seife, Windeln, die halten, was sie versprechen: kübelweise Nässe.

In Sevelen bekam er dann Schwierigkeiten. Die älteren Leute riefen ihm «Hurentschingg». Sie sagten, er saufe, es hiess auch, er sei dem Rauschgift verfallen. Sie meinten Hasch. Das sägte an den Nerven. Deshalb kehrte er zurück, zurück zu Rossi, wo jetzt Go-go-Girls in Maschenstrümpfen schlanke Schenkel aus dem Bildschirm über die Theke schwenken.

Wahrscheinlich findet er bald bei Nicolussi Lidio «Büez». Nach sieben Jahren Deutschschweiz weiss er, was «Büez» bedeutet. Lidio baut die alten Häuser um für die, welche auswärts mehr Glück hatten als Plezzo Gianni. Bald sind alle Häuser «ausgerichtet», bald besteht das ganze Dorf aus Aticos für Heimweh-Gastarbeiter. Im Winter, wenn der Zement vor Kälte nicht mehr bindet, ruht die Kelle für 150 Tage. Für 90 Tage bezahlt die Arbeitslosenkasse 1.2 Millionen Lire. Das reicht für den Weissen bei Rossi und zum Skifahren im Wintersport-Kurort Lavarone nebenan.

Ausserhalb der Saison sind die Bars von Lavarone und Asiago unter der Woche geschlossen. Drum sitzt Plezzo Gianni bei Rossi. Zum Faulenzen, wie er sagt, und zum Kartenspielen. Ein Auto hat er nicht. Zweimal täglich fährt das Postauto. Nach 11.40 Uhr geht keines mehr, nach 20.00 Uhr kommt keines mehr. Im Sommer kann man Boccia spielen.

Ob das genüge für meine Arbeit? Mehr könne er nicht sagen, ohne das Private zu berühren. «Schwanensee» erklingt. Weisse Ballerina-Arme verknoten sich wie Schwanenhälse. Ja, etwas noch: das Zimbrische. Was bedeutet es ihm? Hm, ja, in der Schweiz war es ganz praktisch. So ähnlich hat es Marias Vater, der Käser und Dichter, vorausgesehen.



Während Miriam auf sich warten lässt. kommt Sepp Nicolussi Castellan, Präsident des Luserner Kulturvereins. Ihn brauchen wir, weil er den Schlüssel zum Kulturhaus hat und damit für die zimbrische Kultur in Lusern zuständig ist. Aber er vernichtet unseren zimbrischen Eifer mit seinem ersten Wort: «Zimbern gibt es nicht», sagt er: «Denn die Zimbern wurden 106 v. Ch. bei Vercelli von den Römern bis auf den letzten Mann aufgerieben. Es kann keine mehr

Das ist ein schwerer Schlag für uns. Sepp passt das, denn im übrigen seien die Zimbern angeblich Dänen gewesen, und statt deutsch dänisch zu sein, das wäre für Sepp ein schwerer Schlag. Sepps Herz pocht für Deutschland. Deshalb wäre es ihm viel lieber, wenn die deutschstämmigen Italiener müde Krieger wären, die auf dem Heimweg von den mittelalterlichen Kreuzügen kurz vor der Grenze schlappgemacht hätten.

Das Haus des Kulturvereins ist geschmackvoll «ausgerichtet», enthält einen Schulund Kinoraum und eine grosse Bibliothek. Namentlich werden wir auf die gesammelten Werke von Schiller und Goethe hingewiesen sowie auf Karl May, der fast vollständig sei. Der Kulturverein pflegt die deutsche Kultur. Er sorgt für zusätzlichen Deutschunterricht für Schulkinder, denen die ein bis drei obligatorischen Wochenstunden nicht genügen. Das sogenannte Zimbrische zu pflegen, fiele Sepp nicht ein: «Das müssen wir nicht lernen und nicht lehren, das können wir.»

Bis heute seien alle Luserner deutschfreundlich, sagt Sepp. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Luserner nachträglich in das Berliner Abkommen von 1939 zwischen Hitler und Mussolini einbezogen. Wie die Südtiroler konnten sie «optieren». Die Mehrheit der Luserner optierte für Deutschland. Einige liessen sich 1942/43 nach Budweis umsiedeln. Auf Fotos ist zu sehen, wie sie ihre Habseligkeiten auf Autos verschnürten. Nach dem Krieg kehrten viele wieder zurück. Die anderen waren gefallen.

Sepp war bei der Flugwaffe. Vor dem Krieg war er Kunstflug- und Blindfluglehrer. Nach dem Krieg pilotierte er, noch immer als Militär, Passagiere und Material für zi-

Der zweitälteste Gemeinderat mit seinen 35 Jahren ist der Typ des Volkstribuns, einer, der mit der Faust auf den Tisch haut.

vile Zwecke, weil es ja keine zivile Luftfahrt mehr gab. Vom Krieg ist nicht die Rede. 1956 ging Sepp in Pension. Ordnungsgemäss auf den Tag genau am 46. Geburtstag. Der Kulturverein hat zwar ein renoviertes Haus, aber es geht ihm dennoch nicht allzu gut. Der Circolo Culturale Sportivo Mahatma Gandhi macht ihm Gelder und Sympa-

thien streitig. In ihm sammelt sich die oppositionelle Jugend. Die Leute des Circolo haben die letzten Gemeindewahlen gewonnen. Kommunisten, Sozialisten und Independenti sind mit ihrer ganzen Zwölferliste in den Rat eingezogen. Auch diese Miriam, unsere Lehrerin, ist dabei. Sepp kann es nicht begreifen. Sie ist doch sonst ganz anständig und eine ausgezeichnete Lehrerin. Aber ihm ist es ja egal. Er ist beim PPTT, beim Partito Popolare Trentino Tirolese. Bisher hatte der Partito Popolare und die Democrazia Cristiana den ganzen Kuchen immer unter sich aufgeteilt. Jetzt bleiben ihnen nur noch drei Sitze. Sie hätten ein bisschen besser aufpassen müssen.



Bei RAI in der «Bar Rossi» ist unterdessen Emissionsschluss gewesen. Jetzt laufen private Schweinigeleien aus Venedig über den Sender. Warten wir weiter. Wenn nicht auf Miriam, halt auf sonst jemanden. Weshalb haben wir nicht schon eher gefragt? Wir sind umzingelt von linken Gemeinderäten. An dreien der Tische spielen welche Karten. Der lautstärkste ist Nicolussi Paolaz Ermanno. Der Typ des Volkstribuns, der die Faust erhebt, als könnte er rohe Kartoffeln zerquetschen.

Nackte, kreischende Gestalten schubsen einander in einen Swimming-pool. Ermanno ist es nicht um Politik um diese Zeit. Schön, nicht war, die Mädchen, sagt er, auf jeder Seite zwei Pfund, italienisch ein Kilo. Ermanno möchte lieber nach Slege (Asiago) fahren, um Pizza zu essen. Schon als er in Köln als Techniker arbeiten ging, hielt er es so. Abends hat er Hunger, da muss etwas laufen. Drei Stunden Schlaf genügen ihm. Die Mädchen hängen ihre Pfunde über den Pool-Rand, Kellner stolpern mit belegten Brötchen über umgekippte Gartenmöbel. Zur Politik genügen drei Sätze, «Am 8. Juni 1980 haben wir die Regierung in die Hand genommen.» Eine Kartoffel wird zerquetscht. «Wir haben die Schwarzen und die Braunen kaputtgemacht.» Ein Kreuz wird in die Luft gezeichnet. «Wo sind sie jetzt? Siehst du noch welche? Nirgends

sind sie mehr!» Auf den Tisch kracht eine Faust, dass die Gläser hüpfen: Lusern ist rot.

Ermanno mit seinen 35 ist der zweitälteste Gemeinderat, Der Sindaco ist 32, Imelda, die jüngste, 23. Es waren Gastarbeiterwahlen. Die Stadtbewohner, die nur am Wochenende oder zur Sommerfrische ins Bergdorf fahren, haben entschieden. In Köln, sagt Ermanno, habe er plötzlich bemerkt. dass er nicht mehr zur DC gehöre; dass er als Arbeitnehmer zur Linken gehöre. Drei der zwölf arbeiten unter der Woche bei der Verwaltung grösserer Gemeinden im Tal. Dort haben sie gelernt, was man machen muss fürs Volk und was man als arme Gemeinde vom Staat verlangen kann.

Der Bräutigam spielt immer verbissener um sein Leben. Der Polterabend schlägt Wellen, dass die Brandung das Wort verschlägt. Auf dem Bildschirm bricht ein Gewitter los, die Kellner schaukeln ihre Brötchen ins Trockene, die Mädchen kreischen aus dem Wasser, die Männer hinterher. Ermanno hast die Pizza noch nicht vergessen. «Komm nach Slege!» sagt er: «Machen tricotraco in baracco», sich über seine italienischen Landsleute mokierend.

Wir gehen hinaus auf den Platz am Abgrund, wo über Silberbergen ein Theatermond baumelt. Die Säulen des Denkmals «Per i nostri Caduti» werfen ionische Schatten zur «Bar Rossi» herüber. Tricotraco hin oder her, Ermanno schleudert politische Rhetorik in die Kulissen hinaus. «Siehst du die Telefonzelle dort? Die haben wir gebaut. Und die Röhren hier ins Tal hinab? Das gibt unsere neue Kanalisation. Und siehst du die Baustelle dort? Das gibt die neue Strasse nach Vezzano. Damit wir nicht mehr länger in einer Sackgasse leben. So ist es, wir Luserner steckten in einer Sackgasse. Jetzt endlich geht es weiter. Avanti popolo!» Los geht's, nach Slege, heute abend soll keiner nüchtern bleiben. Und das Zimbrische: Ist ein rotes Lusern kein zimbrisches Lusern mehr? Ermanno drückt mir glitzernde Kleber in die Hand: «Biar soin Cimbarn. Circolo Culturale

Sportivo M. Gandhi Lusern».

"WELTWOCHE magazin" Zürich 9. Juni 1982 Nr. 23 Seite 26-29 Den Hinweis verdanken wir unserem Mitglied, Bürgermeister Luigi Nicolussi-Castellan, Lusern

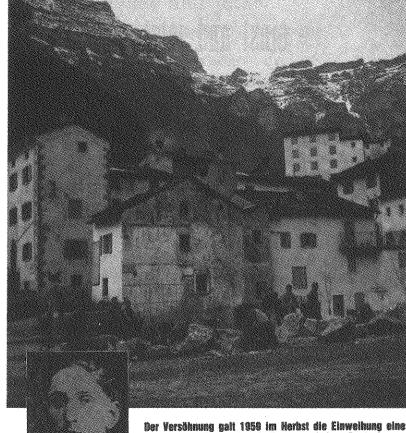
## Kritisch vermerkt

Bürgermeister Luigi Nicolussi-Castellan, eben zum zweiten Male mit großer Mehrheit wiedergewählt und in seinem Amte bestätigt, war nicht gerade erfreut, als er mir den Erguß aus Schweizer Feder präsentierte. Ich, der ich seit Jahren Ehrenbürger des kleinen Gemeinwesens westlich der "Sieben Gemeinden" bin und das Dorf in vielen Jahren schätzen und lieben gelernt habe, war erschüttert. Mit soliden Recherchen eines verantwortungsbewußten Journalisten hat das wenig zu tun. Eher mit Überheblichkeit einer knapp 500 Einwohner zählenden Dorfgemeinschaft gegenüber, die ums Überleben kämpft. Daß dabei wieder die "Zimbern" herhalten müssen, jene längst durch anerkannte Wissenschaftler widerlegte Legende italienischer Frühhumanisten, unterstreicht den Wunsch nach Sensationshascherei: "Die letzten Zimbern lassen grüßen . . . " Oder war der Druckfehler in der Überschrift gar beabsichtigt? "letz" heißt nämlich in der Sprache der Luserner "schlecht, übel". Aber soweit reichte wohl der Esprit nicht. Daß man Giazza, dem alten Ljetzan der "Dreizehn Gemeinden", Roana und Mezzaselva in den Sette Comuni oder gar den drei "deutschen" Gemeinden im Fersental, von denen Palai am Talende die kleinste ist, ihre seit dem 12. Jahrhundert bewahrte heimische Mundart abspricht, zeigt für Arroganz. Wer nicht zu reden vermag, bekommt auch nichts zu hören.

Doch gehen wir ins Detail. Markus Mäder bringt Flurnamen. Warum eigentlich aus den "Sieben Gemeinden", wenn sich die Toponomastik von Lusern geradezu anbietet. Da gibt es ein Hocheck, das Röönle, die Tetsch, die Rendola, um nur einige zu nennen. Und die geschmähte Gemeindeverwaltung hat die alten Straßennamen wieder belebt. Das neue Gemeindehaus ist im übrigen nicht auf dem Fundament der alten Kirche entstanden, sondern hat das ehemalige Widum des Pfarrers übernommen. Wo die im ersten Weltkrieg zerstörte Kirche stand, findet sich jetzt das Kriegerdenkmal, dessen Schatten freilich nie bis in die Bar Rossi reichen, ein makaberer Gag. Pietätlos finden die Luserner auch die Beschreibung des Friedhofs, "großstädtisch angelegt, die Blocks der Gräber Minikolosse aus windschiefem Marmor". Wer weiß, wie mühsam und liebevoll der Gottesacker gepflegt wird, den schaudert.

"Die Backstube ist eingegangen", weiß der schnelle Besucher aus der Schweiz zu berichten. Dabei hätte er nur aus dem "Bunker" von Rossi schauen müssen. "Kam pekh", beim Bäcker, steht an der, dem Platz zugewandten Wand, eine Arbeit des vom Autor so geschmähten Enghele Frigo übrigens. Und Massimino Nicolussi-Galeno ist ein fleißiger Handwerker, der sogar den größten Supermarkt von Trient beliefert. Weil wir schon bei Flüchtigkeiten der Recherchen sind: Miriam, "die auf sich warten läßt", ist die Schwester und als unverheiratete Lehrerin keineswegs mit ihrem Bruder Rudy Nicolussi-Rossi verschwägert. Sie ist sehr zuverlässig und hätte man den Besuch avisiert, wäre sie sicher gekommen. Sepp Nicolussi-Castellan ist übrigens der Bibliotheksleiter und nicht der Präsident des Luserner Kulturvereins. Und Ermanno Nicolussi-Paolaz, der "Volkstribun", der die neue Straße nach Vézzena (nicht Vezzeno!) rühmt, ist längst wieder biederer Beamter der Raiffeisenbank in Trient.

Außerhalb der Saison sind die Bars von Lavarone und Asiago unter der Woche geschlossen, weiß Mäder zu berichten. Die Bewohner beider Orte würden sich dafür schönstens bedanken. Aber man braucht diese These, um zu begründen, warum es bei Rossi immer voll ist. Eine Stunde Fußmarsch oberhalb Zumikon liegt die Schmalzgrube, erfahren wir weiter. Aber Zumikon ist unseres Wissens in der Schweiz und die Schmalzgrube heißt "Millegruabe", Milchgrube also seit eh und je. Die österreichische Festung bezeichnet man offiziell als Forte Campo, Padre Eterno ist der volkstümliche Name, Ewiger Vater die Übersetzung. Die Chronik von Giovanni Nicolussi Castellan, von der die Tochter Maria sprach, wurde im übrigen 1980 vom Circolo Culturale Gandhi publiziert und vom Bayerischen Cimbern-Kuratorium finanziell gefördert. Das Kuratorium ist nach Meinung Mäders wohl der "Münchner Heimatzirkel", der Geld zuschießt, "damit die Zimbern wieder zu "Gaprauche" kommen". Diese Behauptung ist mit Verlaub glatt eine Unverschämtheit. Wer weiß, wie behutsam das Kuratorium seit 1970 die Sprachinseln im venedischen Alpenbogen betreut, muß über soviel Dummheit nur den Kopf schütteln. Welch ein widerliches Wortspiel, daß "die von dort mit ihren Mark das ganze Zimbernland am liebsten zur Deutschen Mark verbetonieren würden". Ebenso beleidigend ist die Schilderung von Enghele Frigo-Mayer. "Er lernte seine zimbrische Muttersprache wie einst die Patres der Heidenmission das Hottentottische" steht geschrieben und dazu ein zimbrisches Satzbeispiel "von jungame ar au". "Wer weiß, was das heißt" meint der Artikelschreiber ohne sich zu bemühen. Dabei wäre die Übersetzung so einfach "von Jugend her auf". Der Satz allein ist richtig "Wir haben falsch recherchiert!" Der Autor bezog es auf Roana. Wir meinen das ganze Pamphlet.



Der Versöhnung galt 1959 im Herbst die Einweihung eines Denkmals zu Ehren eines Halieners und eines Deutschen auf dem Pertica-Paß zwischen Ala/Etsch und dem Bernderf Giazza nerdőstlich Veronas. Dort (im Foto das 1959 noch ursprüngliche Ortsbild) leben seit dem 12. Jh. -Cimbem-, Nachfahren

deutscher Siedler. Ihr Pfarrer Don Mercante wurde am 27. April 1945 als Geisel von einer SS-Finheit über den Paß verschieppt und dann kurzerband erschossen. Mit ihm der Südtiroler Gefreite Ewald Dallasega (II.), weil er sich weigerte, an dem Priestermord telizunehmen. Diese mutice Haltung fand weithin in Italien größte Beachtung und trug vor allem in Korditalien viel zum Abbau alten Hasses bei.

> Aus der Zeitschrift "Geschichte mit Pfiff" Nr. 5-86 vom Mai 1986, Johann Michael Sailer Verlag GmbH Nürnberg - Zur Verfügung gestellt vom Autor, dem Kuratoriumsmitglied Theo Reubel-Ciani